

NZZ am Sonntag, 20.7.2008

Geschichten aus einer fremden Welt

Die Erzählungen von psychisch Kranken folgen oft keiner Logik. Trotzdem kann gerade ihr Anfang der Schlüssel zu einer erfolgreichen Therapie sein.

Von Daniela Kuhn

Vera Luif hatte sich für ihre Dissertation keinen leichten Stoff ausgewählt: 2000 von Hand geschriebene Tagebuchseiten eines Schizophrenie-Patienten. Nachdem sich der 33-jährige Verfasser das Leben genommen hatte, bot sich der Psychologin die seltene Gelegenheit, Einblick in das Erleben einer Psychose zu erhalten. Als charakteristisch zeigen sich etwa fehlende logische Herleitungen und formale Brüche. Auch die Fragmentierung der Sprache ist einen Hinweis darauf, wie akut die Psychose war. „Es war ein anstrengendes Lesen“, erinnert sich Vera Luif. „Es ist keine Welt, an der man teilnehmen kann. Bei der Lektüre schwankte ich zwischen Faszination, Irritation und fast voyeuristischer Neugierde auf diese fremde Welt.“ Doch sie meint, angehende könnten davon profitieren, solche Texte kennen zu lernen, statt bloss Diagnosekataloge auswendig zu lernen.

Unbewusste Aspekte

Vera Luifs Einzelfallstudie illustriert nur eine von vielen möglichen Formen der Klinischen Erzählforschung, eine in der heutigen, naturwissenschaftlich orientierten Psychologie eher exotischen Pflanze. Zum einen, weil sie auf psychoanalytischen Ansätzen beruht, also selbstverständlich von unbewussten Aspekten ausgeht. Zum anderen, weil die Projekte immer auf sogenannt qualitativer Forschung beruhen. Das heisst, es werden

nicht 1000 Personen standardisiert untersucht, sondern einzelne Fälle, diese aber vertieft. Qualitative Forschung wurde in den letzten Jahren immer weniger gefördert, weil sie dem politischen Ruf nach quantitativer Forschung nicht entspricht.

An der Universität Zürich hat sich die Klinische Erzählforschung bisher behaupten können, nicht zuletzt wegen der Arbeit von Brigitte Boothe, Professorin und Leiterin des Instituts für Klinische Psychologie, Psychotherapie und Psychoanalyse. Die gebürtige Deutsche hat vor dem Studium der Psychologie zunächst Philosophie, Germanistik und Romanistik, ihre Habilitationsschrift hiess „Psychoanalyse und Sprache“. In den letzten Jahren publizierte sie verschiedene Bücher in denen sie den Akt des Erzählens in der Psychotherapie in all seinen Facetten untersuchte.

In der Psychoanalyse, aber auch in anderen Psychotherapien, stellen die Erzählungen der Klienten sozusagen das Material dar, mit dem gearbeitet wird. Erzählungen spielen aber nicht nur für die Psychotherapie von Bedeutung, sondern spielen auch im privaten und öffentlichen Alltag eine äusserst wichtige Rolle. Könnte man von einem Kern sprechen, der jeder Erzählung zu Grunde liegt? Für Brigitte Boothe ist es „Wünsche, die beim Erzählen eine enorme Rolle spielen, ganz ähnlich wie im Traum“.

Alltagserzählungen sind für sie daher nicht weniger aufschlussreich als literarische Geschichten. „Wenn wir erzählen, wird die Welt schmackhaft: Mit der Inszenierung des Erzählens erhält die Welt menschliche Eigenschaften. Wir schaffen Vertrautheit mit den Dingen.“

Auch wie Kinder erzählen lernen, ist für Boothe eine interessante Frage. Wichtig für die psychische Entwicklung des Kindes seien beispielsweise Trost- und Hoffnungs- und Glücksgeschichten, die Eltern ihren Kindern erzählen. „In einer schwierigen Situation wird es dem Kind gelingen, die Erzählung zu imaginieren und sich dadurch selber zu beruhigen. Bei schweren klinischen Störungen fehlt oft diese Fähigkeit, sich in der Phantasie anhand von bekannten Erzählungen zu beruhigen oder zu trösten.“

Im „Prozess der Geschichtenanalyse“, wie Boothe es nennt, sind vor allem die Anfänge von Erzählungen der Patienten von Interesse. Für Therapeuten sei es beispielsweise wichtig, mit den zu Beginn einer Therapie häufig auftretenden „Opferstories“ kunstgerecht umzugehen: „Viele Patienten kommen nicht mit dem Wunsch nach Einsicht, sondern mit Klagen, mit dem Wunsch nach Entschädigung. Die Anfangserzählung hat vorausweisenden Charakter für die weitere Therapie.“

Spannungsbogen

Boothe spricht von einem „Erfüllungs- und einem Katastrophenhorizont“, der auch in einfachen Alltagserzählungen als Spannungsbogen angelegt ist. Der Anfang der Erzählung weckt Erwartungen, wie es weitergeht und wie es ausgeht. Diese Erwartungen sind auch für Psychotherapeuten interessant, denn sie können daraus Wünsche und Ängste ihrer Patienten erschliessen. Der Erzähler wiederum arbeitet als Regisseur mit diesen Emotionen: Das Erzählen wird genossen, auch wenn Angst damit verbunden ist.

Ganz andere Fragen des Erzählens haben David Lätsch interessiert. In seiner Forschungsarbeit untersuchte er, ob und wie das Schreiben von erfundenen Geschichten therapeutisch wirken kann. Lätsch interviewte fünf Frauen und zwei Männer, die Geschichten schreiben, ohne professionelle Autoren zu sein. Deutlich wurde, dass fiktionales Schreiben eine positive Wirkung haben kann: „Der Schreibende kann seine Identität wechseln. Auch wirkt das Schreiben oft frühzeitig klärend, es kann sogar psychische Störungen mildern oder verhindern.“ Andererseits kann das Schreiben auch negative Seiten haben, wie Lätsch feststellte: „Oft werden biografische Defizite kompensiert, man weicht damit letztlich der Lebensbewältigung aus.“ Das Selbstbild, das sich zum Beispiel in überoptimistischen Schilderungen äussert, lautet: Mir geht es nicht gut, aber ich schreibe, also bin ich wenigstens kreativ. „Das Leiden bleibt bestehen“, sagt Lätsch, „aber die Therapie kann man sich ersparen.“

Wie Töchter ihre Väter sehen

Die Zürcher Psychologin Alba Polo geht in einer Forschungsarbeit derzeit der Frage nach, wie junge Frauen im Alter zwischen 15 und 19 Jahren über ihren Vater erzählen. Polo interessiert sich für das subjektive Erleben der Beziehung. 21 junge Frauen sollen in ein- bis zweistündigen Interviews erzählen und Erlebnisse schildern. Konkrete Fragen werden keine gestellt. Ziel der Arbeit ist es, bestimmte Konflikte, Ängste und Wünsche herauszuarbeiten sowie die Rolle des Vaters im weiblichen Entwicklungsprozess besser zu verstehen. Die Interviews könnten später dem Erzählarchiv des Instituts für weitere Forschung übergeben werden. Alba Polo sucht Frauen im Alter von 14 bis 19 Jahren für weitere Interviews. Kontakt: alba.polo@psychologie.ch

© Daniela Kuhn, Publikation in: NZZ am Sonntag, 20.7.2008